

Else.

(Nachdruck verboten.)

III
Von Alexander L. Kielland.
Aus dem Norwegischen von Leo Bloch.

Mitten in einem ausgezeichneten Allegro spiritoso, in welchem die Flöte des Oekonom die Triller und Läufe herunter schnalzte, so daß es ein Vergnügen war, wurde an die Thür geklopft.

Der Mann mit den vielen Gesichtern verschwand in einer Sekunde unter Lenepuppes Stuhl und Else sah mit Erstaunen, daß ihr Kavaler und der Blechschmied sich mit einem Male daran gemacht hatten, Karten zu spielen — mit Karten, welche vom Dach heruntergefallen sein mußten — ja, sie zankten sogar sehr heftig um den Treff-Buben.

„Aber Jörgen! wie Du nur trommelst!“ rief Schirmmeister ärgerlich, denn nach jedem Schlag wurde Jörgen Tambour eifriger; er erinnerte sich der stolzen Zeit, als er für das Bürgerkorps trommelte oder in den Straßen Alarm schlug, wenn ein Feuer war.

„Still!“ Kommandierte Lenepuppe, als es wieder klopfte. Das Trio verstummte — „wer klopft?“ fragte die Wirtin in trotzigem Tone.

Eine Stimme antwortete von draußen.

„Nach auf“, antwortete Lenepuppe bernhigt; „es ist bloß Fräulein Falbe.“

Der Blechschmied schob den Niegel zurück, drehte den Schlüssel um und öffnete.

Fräulein Falbe blieb auf der Thürschwelle stehen und tauschte einen Blick mit Lenepuppe, der nicht gerade sehr freundlich war; darauf sagte sie ruhig und ohne die andern anzusehen: „Komme Else! Du sollst nicht hier sein.“

Else erhob sich beschämt und folgte; es war keiner in der Bande, der zu nuckeln wagte. Als sie an Fräulein Falbes Thür waren, sagte sie Floh um den Leib und sagte: „Liebe Else! versprich mir, daß Du nie mehr da hinauf gehen wirst. Nun bist Du ein erwachsenes Mädchen; Du mußt doch verstehen, daß es sich für Dich nicht schickt, unter diesen häßlichen Menschen zu sein.“

Else wurde rot wie Blut und versprach mit Thränen, daß sie nie mehr zu der Bande hinaufgehen würde. Und als sie unten in ihrer kleinen Kammer allein war, wiederholte sie ihr Versprechen, während sie sich ankleidete.

Fräulein Falbe hatte recht; es waren gewiß häßliche Menschen — die da oben auf dem Boden. Da war es besser, auf Madam Spätkboms Patienten aufzupassen oder am Abend bei Fräulein Falbe zu sitzen und zu lesen.

Aber ehe sie zu Bett ging, mußte sie noch nach ihren Rosen am Fenster sehen. Denn Floh liebte die Rosen.

Sie pflegte alle Blumen von Madam Spätkbom; und Madam hatte an allen ihren Fenstern Blumen; aber die Rosen pflegte Else doch am besten und, wenn sie blühen sollten, bekam sie die Erlaubnis, sie in ihre eigene Kammer zu nehmen, denn dahin kam die Morgensonne.

Drei, vier waren halb aufgesprungen, und sie atmete den feinen, jungen Duft ein, während sie sich über sie beugte. Und mit diesem Duft von ihren Rosen kamen die Bilder von allen möglichen wunderbaren Dingen: gepuzte Damen und Herren, Licht, Musik, Wagen und schimmernde Rosse und wieder Musik, welche sie lange fortklingen hörte.

Und als sie ins Bett kroch, dachte sie nicht an Madam Spätkboms Patienten oder Fräulein Falbes stille Stube, sondern sie schlief in Rosen und Musik und Träumen von weißem Atlas mit Schwan um die Schultern. Sie war siebzehn Jahre alt . . .

Das Leben in der Arche ging mit einer gewissen Regelmäßigkeit seinen bunten Weg. Madam Spätkbom führte ihren stillen Krieg mit Doktor Bengen; Fräulein Falbe arbeitete mit ihrer Schule und mit dem Bruder, und die Bande trieb oben ihr geheimnisvolles Leben.

Eine lange Zeit hielt Floh sich davon zurück, auf den Boden zu gehen, bis sie eines Tages den alten Schirmmeister spielen hörte. Sie bekam solche Lust zu sehen, ob er allein wäre — dabei konnte doch nichts Schlimmes sein.

Er war nicht allein, aber da sie einmal gekommen war, blieb sie trotzdem oben. Und nach und nach wurde alles wieder wie vorher; nur daß sie jetzt alles that, um ihre Besuche vor Fräulein Falbe geheim zu halten.

Das war Madam Spätkboms Arche, und in all diesem wuchs Floh auf.

II.

„Ja — aber wir müssen bedenken — meine Damen und Herren! daß es hier nicht bloß gilt, der bedrängten Menschheit in ihrer Allgemeinheit zu Hilfe zu kommen, sondern daß wir es uns zur Aufgabe gemacht haben, innerhalb eines bestimmten Umkreises zu wirken. Wie ich mich darum gleichzeitig aus vollem Herzen den von Herrn Konsul With hervorgehobenen Gesichtspunkten anschließen kann, muß ich doch daran festhalten, daß wir nicht über unsere eigene Grenze hinausgehen können. Es ist schon möglich, daß die Rot und — was uns hier besonders angeht — die Sittenverderbnis unter den jungen Mädchen, daß die ebenso groß, ja vielleicht noch größer in der St. Paul-Gemeinde sein kann, als hier in der St. Peter-Gemeinde. Aber ich glaube doch, daß, soll unsere Arbeit wirklich sichtbare Früchte zum Segen tragen, so müssen wir uns in der von Gott selbst angewiesenen Beschränkung halten, und das ist, meine ich, unsere eigene Gemeinde.“

„Ach — wie recht der Kaplan doch damit hat,“ sagte Frau Bengen fröhlich; „das ist ganz wie früher, wo ich immer meine bestimmten Armen besah. Alles, was ich gab, was wir ausstellten, das verschwand spurlos, und es wurden bloß mehr und mehr, die kamen und bettelten. Aber jetzt lasse ich bloß das Mädchen antworten: „wir haben unsere bestimmten“. So weiß man, daß kein Unwürdiger etwas bekommt, und dann sieht man doch die unsichtbaren Früchte — nein — gesegneten Früchte —; wie war es doch, was der Kaplan sagte? es war so wahr und so schön.“

„Sichtbare Früchte zum Segen,“ sagte der Kaplan bescheiden erröthend.

„Ja, so war es,“ sagte Frau Bengen und wiederholte die Worte halblaut, um sie zu behalten.

„Ich für mein Teil glaube nun nicht einmal, daß es recht ist, planlos zu gehen und zu helfen,“ sagte die junge Frau des neuen Polizeimeisters und senkte bescheiden ihre hübschen Augen.

Der Kaplan verneigte sich anerkennend gegen die Frau und machte darauf aufmerksam, daß es auch in der Schrift hieße: es sei nicht recht, den Kindern das Brot zu nehmen und es vor die kleinen Hunde zu werfen. Daran knüpfte er einige Bemerkungen, in denen er weiter auseinandersetzte, daß der Verein für gefallene Weiber — den zu gründen man hier versammelt war — seine Wirksamkeit streng in den Grenzen der St. Peter-Gemeinde halten sollte.

Großhändler With hatte im Grunde nicht das mindeste dagegen einzuwenden. Er hatte einige allgemeine Worte ins Blaue hinein gesagt, um doch etwas zu sagen. Nun mußte er da erklären, daß es bloß seine Meinung gewesen wäre — so in großen Zügen — hm! — eine Andeutung zu geben, was nach seiner — hm! Meinung gethan werden sollte gegenüber diesem — hm! — diesem sozialen Uebel.

Der Kaplan machte ihm ein Kompliment für die wertvollen Beiträge, welche der Konsul zur Beleuchtung der Sache gegeben hatte, worauf man die Diskussion über diesen Punkt als abgeschlossenen betrachtete und den vom Kaplan vorgeschlagenen Namen: „Verein für gefallene Weiber der St. Peter-Gemeinde“ annahm.

Konsul With glättete seinen schwarzen Knebelbart und schielte auf seine Uhr. Seine Frau hatte ihn gezwungen, an dieser Versammlung teilzunehmen, in welcher sich außer ihm kein anderer Herr als der Kaplan befand. Im übrigen war es eine Auswahl der allerfeinsten Damen der Stadt, welche zu diesem Anlaß infolge der Einladung des Kaplans zusammengetreten waren. Konsul With war mitgenommen, weil man unter den Stiftern einen der besten und reichsten Namen der Stadt wünschte.

Wohlfaste Leute wollten zwar finden, daß der Konsul sich gerade in einem derartigen Verein etwas wunderbar annähme; denn er hatte in Wirklichkeit nicht den besten Ruf. Einige fanden eine Entschuldigung für ihn in dem Um-

stand, daß Konsul With beinahe gethan hatte, was nach Kierkegaard Luther hätte thun sollen: sich mit einem Plättbrett verheirathet. Denn Frau With war sicherlich so ziemlich das schärfste, was man mit Augen sehen konnte.

Anderer fanden, daß sie es nicht besser verdiente, wenn sie so albern war, sich einzubilden, daß der hübsche Otto With sie aus einem andern Grund genommen hätte, als wegen des alten Schiffers Randulfs Geld.

Aber der Konsul selbst war so geschmeidig und glatt, so liebenswürdig und leutselig, daß die Gerüchte an ihm abglitten. Die, welche ihn genau kannten, lachten über ihn; er war nun einmal unverbesserlich; aber die meisten meinten, er wäre nicht so schlimm, wie man sagte.

Zwischen ging die Verhandlung weiter; die vorbereitenden Arbeiten wurden besprochen und unter die Anwesenden verteilt. Das war indessen nicht ohne Schwierigkeit, und der Kaplan mußte äußerst vorsichtig sein, um zwischen all diesen Damen zu manövrieren, ohne irgendwo anzustoßen.

Besonders konnte er merken, daß mehrere Damen nach dem Posten des Vereinssekretärs strebten. Und das war zum Teil des Kaplans eigene Schuld; denn er hatte halb scherzend ausgemalt, wie interessant und verantwortungsvoll es wäre, ein großes, dickes Protokoll mit Rubriken von roter und blauer Tinte zu führen.

In dieses dicke Protokoll schien sich speciell die Frau Polizeimeisterin verliebt zu haben, und als der Sekretärposten zur Sprache kam, ließ sie ihre hübschen Augen mit einer verschämten Bitte auf dem Kaplan ruhen.

Aber es gab andere, die dieser Auszeichnung würdiger sein mochten. Zuerst war da nun Frau With, in deren elegantem Salon die Versammlung stattfand, und von welcher man den größten Beitrag erwartete. Aber der Kaplan hatte schlaue geplant, sich mit ihr abzufinden, indem er ihren Mann, den Konsul, zum Vorsitzenden des Vereins machte.

Dann war die reiche Frau Fanny Garman aus Sandsgaard da. Sie sah zwar so aus, als ob sie sich bloß langweilte und sich um nichts kümmerte; aber es konnte doch sein, daß sie ein Uebergehen übel aufnehmen würde; man konnte das nie wissen.

Und dann war es auch eine große Frage, ob er diesen Sekretärposten nicht am besten der Frau seines Pfarrers anbieten sollte. Pastor Martens hatte im Namen seiner Frau die Einladung an dem Verein teilzunehmen angenommen. Aber er hatte allerdings hinzugefügt: „daß, obgleich seine Lena sich mit Leib und Seele für die Sache interessierte, sie leider so kränklich wäre, daß sie sich meistens wie eine stille Frau in dem warmen Behege ihres Hauses hielte.“ Sie war in der Sitzung auch nicht anwesend.

Der Kaplan fing an unruhig zu werden; er war verhältnismäßig neu in der Gemeinde; und die Gründung dieses Vereins für gefallene Weiber der St. Peter-Gemeinde sollte eigentlich sein großes Entree werden. Nun fühlte er schon Schwierigkeiten; dieser Sekretärposten — was sollte er doch damit machen? Aber wie er so dasaß und sich in all diesen Bedenken wand, wurde an die Thür geklopft und Fräulein Falbe trat ein.

Nach einem flüchtigen Gruß zu Frau With fing sie kurz und nachdrücklich, an die versammelte Gesellschaft gewandt, an: „Ich habe gehört, daß hier ein Verein zur Rettung junger Mädchen gegründet wird, und da ich dachte, daß es eine große Nachfrage um Plätze geben könnte, wollte ich mich beileben, ein junges Mädchen zu empfehlen, das in hohem Grade nötig hat, aus seiner Umgebung gerettet zu werden. Sie kennen sie gewiß auch, Frau Venken! — es ist die kleine Elise bei Madam Spädbom.“

Frau Venken schüttelte sich und bürtete einen Faden von ihrem Rock; — ja, gewiß kannte sie die; alle Welt kannte ja das kleine, durchtriebene Ding; aber sie mußte doch wirklich gestehen, daß —

Auch mehrere von den andern Damen murmelten und flüsternten untereinander; aber Konsul With war so unvorsichtig, zu rufen: „Ah! — Sie meinen Floh, Fräulein Falbe! — ein niedliches — hm, hm!“ Es half nichts, daß er hustete; das „Plättbrett“ warf ihm einen Blick zu, und Frau Garman lachte unerbötlich hinter ihrem großen Fächer. Aber Fräulein Falbe setzte ihre Empfehlung fort, indem sie alle Versprechungen des Lebens in der Urche schilderte.

„Daß Fräulein Falbe es aushalten kann, in solch einem Haus zu leben!“ sagte das „Plättbrett“ ins Blaue hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Museum für Völkerkunde,

(Die Baeklersche Sammlung peruanischer Altertümer.)

(Schluß.)

Auf der anderen Seite des großen Längschranks finden wir Haus- und Arbeitsgeräte der verschiedensten Art, darunter eine Anzahl Bronzemeißel, ferner Halsketten aus Perlen und Metallplättchen, Stichneteln, gefärbte Vicunawolle, Webergeräte, Schmiedgegenstände, Holzschmiedarbeiten, teilweise mit eingelegerter Perlmuttverzierung, Waffen usw. In der linksseitigen Abteilung des Schrankes, oben an den Wörtern hängen mehrere unscheinbare Schnüre, die wahrscheinlich von den meisten Besuchern für zusammengeknütete Bindfäden gehalten werden. In Wirklichkeit sind es weit wichtigere Zeugen der altperuanischen Kultur, nämlich Quipus (sprich Khipus) oder Schriftschnüre. Die Altperuaner hatten keine Bilderschrift, wie die Azteken in Mexiko oder die Mayas in Yulatan; statt ihrer benutzten sie Knotenschnüre, d. h. längere oder kürzere Stränge, von denen fransenartig Fäden herabhängten. In diese Fäden nun wurden die verschiedenartigsten Knoten geschlagen, die je nach ihrer Form, ihrem Abstand voneinander und der Farbe der Fäden besondere Bedeutungen hatten. Meist dienten diese Schriftschnüre nur zur Uebermittlung von Nachrichten im inneren Verwaltungsdienst, zur Aufzeichnung der Steuerabgaben oder wichtiger geschichtlicher Ereignisse. Der einfache Mann verstand wenig oder nichts von der Knotenschrift; sie war eine Kunst der Höherstehenden, vor allem der Priester und Gelehrten. In Cuzco, dem Sitz des Herrscherstammes der Inkas, gab es besondere Angestellte, welche in schwierigeren Fällen die eingegangenen Quipus zu entziffern und in ihren Archiven aufzubewahren hatten; sie wurden Quipucamayoc (sprich Khipu-la-majoch) genannt.

Während bei so vielen wilden Völkern auf die Herstellung von Waffen die größte Sorgfalt verwendet wird, und deshalb dieser Teil der Technik meist zuerst einen künstlerischen Charakter annimmt, waren die Waffen der Peruaner durchweg schmuck- und zierlos. Wer die im Längsschrank ausgestellt sind oder an der Wand befestigten Speiße und Keulen mit denen der weit niedriger stehenden Südseevölker vergleicht, wird über die primitive Einfachheit der altperuanischen Waffen erstaunen. Die meisten Rhettschnastämme des Hochlandes und noch mehr die Yumastämme des Küstenlandes waren eben friedliebende Völkern, die am liebsten ihrer täglichen Arbeit nachgingen und nur ungern, wenn sie gezwungen wurden, in den Krieg zogen. Doch auch die Ackergeräte der Peruaner sind äußerst einfach, obgleich die Bodenkultur an der nördlichen Küste in höchster Blüte stand, großartige Bewässerungsanlagen durchgeführt waren und verschiedene Düngungsmethoden angewendet wurden. Den Pflug kannte keiner der peruanischen Stämme. In den südlichen Gegenden wurden meist zugespitzte Pfähle, die unten mit einem Querholz zum Niederdrücken versehen waren, zum Aufreihen des Bodens benutzt; in den nördlichen Teilen des Reiches dagegen bediente man sich halbhaueförmiger Spaten, Lampa genannt. Einige Exemplare dieses letzteren Geräts enthält auch die Baeklersche Sammlung.

Gleich neben den Waffen und Ackergeräten steht im Saal V ein Glasfaß, dessen Inhalt von den meisten Besuchern, wie Verfasser dieses wahrnahm, mit fragenden Blicken betrachtet wird. Der Faß enthält die Mumie eines Yuma (Silberkönen), eingehüllt in ein kostbares Federkleid und mit Weinranken verziert. Wahrscheinlich ist es der Körper eines Totem-Tieres. Wie schon vorhin erwähnt, hatten viele Geschlechter Wappentiere, nach denen sie häufig ihre Geschlechterbezirke oder die von ihnen bewohnten Stadtquartiere benannten, und welchen sie nicht selten eine gewisse Verehrung zollten, da der Sage nach ihre Geschlechts- und Ahnen-gottheiten die Gestalt dieser Tiere anzunehmen pflegten. Ein solches von einem Geschlecht verehrte Totem-Thier wird wahrscheinlich auch der Yuma gewesen sein, dessen Ueberreste nun das Berliner Museum so pietätlos den profanen Blicken preisgibt.

Neben dem Glasfaß stehen noch drei weitere Doppelschränke, teils mit Thongefäßen, Gold- und Silberarbeiten aus dem mittleren Küstengebiet Perus, aus Chanca und Pachacamac (sprich Patschakamach), sowie aus Cuzco, teils mit Erzeugnissen der altperuanischen Textilindustrie. Die Gefäße aus Chanca sind sofort erkennlich; sie sind, eben so wie die im Schrank 106 (erster Etod, Saal V) angeordneten, schon seit längerer Zeit im Besitz des Museums befindlichen Stücke, aus weißem Thon gefertigt und mit brauner Farbe bemalt. Ein sehr schönes Produkt der altperuanischen Töpferkunst ist die große Kase aus Cuzco im Mittelschrank; sie rivalisiert in der Ausführung mit den besten Exemplaren der Centenoschen Sammlung. Fraglich bleibt allerdings, ob diese Stücke, wenn sie auch in der Umgegend von Cuzco aufgefunden wurden, dort angefertigt sind. Es ist durch aus nicht unwahrscheinlich, daß es sich um besondere ausgewählte Erzeugnisse aus anderen Gegenden handelt, die nach Cuzco als Tribut geliefert wurden.

Außerordentlich reich ist die Baeklersche Sammlung an gobelinartigen Stoffen, meist aus feiner Vicunawolle hergestellt mit eingewebten oder aufgestickten Dessins. Leider kommen viele Dessins bei den beschränkten Raumverhältnissen nicht zur Geltung. Auch mehrere ziemlich gut erhaltene Teile von mit Papageienfedern besetzten Ponchos (kurze hemdartige Ueberwürfe mit einer Öffnung zum Durchsieden des Kopfes) sind vorhanden. Einige der besseren

und auf Gestellen ausgespannt am Eingang zum Parterresaal IV. Sie finden besonders bei den Damen lebhaftes Interesse.

Erwähnt sei noch, daß es einen besonderen Weberstand in Peru ebenso wenig gab, wie eigentliche Gold- und Silber Schmiede, Töpfer, Holzschmied u. w. Alle Bewohner mit Ausnahme der mächtigeren Häuptlinge, der Priester, der Verwaltungsfunktionäre zc. waren Ackerbauer oder Viehzüchter, oft beides zugleich. Das Handwerks-gewerbe wurde nebenbei ausgeübt, wenn die Landarbeit es gestattete, doch hatten mit der Zeit sich in den verschiedenen Stämmen und Geschlechterverbänden auch verschiedene Grade der technischen Fertigkeit herausgebildet. Dieser Stamm fabrizierte besonders schöne Thongefäße, jener lieferte hervorragendes Silber- oder Bronzearbeiten. Frauen und Kinder mußten fleißig bei der Arbeit helfen.

Unter den vielen Clappen, die im endlosen Streben nach immer höheren Zielen das Menschengeschlecht durchwandern mußte, um zu jener Entwicklung zu gelangen, welche die heutigen west-europäischen Nationen erreicht haben, veranschaulicht uns die alte Kultur Perus unter den Inkas unzweifelhaft einige der bedeutungsvollsten und interessantesten Stufen. Wer sich für die Vorgeschichte Amerikas oder überhaupt für Socialge-schichte interessiert, sollte deshalb die Besichtigung der reichen Boeckler'schen Sammlung nicht verjäumen. Vergleiche zwischen ihr und dem älteren Bestand des Museums an peruanischen Altertümern werden sich schon von selbst aufdrängen und mit dem Eindringen in jene alte untergegangene Kulturwelt steigt auch das Interesse für sie. —

H. C.

Kleines Heuilleton.

gk. Pariser Bildersfabriken. Bei einem Pariser Kunsthändler wurde vor kurzem eine reich gerahmte Federstizze angehalten, die eine Episode aus der Schlacht von Champigny darstellte und A. de N. . . gezeichnet war. Man erkannte darin eine Fälschung nach Arbeiten des Schlachtenmalers Alphonse de Neuville. Die Stizze war auf 15 000 Fr. geschätzt worden. Die Frechheit der Fälscher auf künstlerischem Gebiet kennt keine Grenzen, und es giebt unter ihnen Leute von wirklich bedeutendem Talent. Ein Mitarbeiter der „Annales politiques et littéraires“ lernte einen solchen Pariser Maler kennen, der sich damit brüstete, daß er für einen Händler „alte Bilder“ malte. Er suchte den Raum in seinem Atelier auf und war überrascht; er sah Nachahmungen von Meis-secenen von Teniers auf den Stoffeilen, die eine geradezu wunderbare Aehnlichkeit mit den authentischen Gemälden dieses Meisters hatten. „Aber“, sagte er zu dem Fälscher, „Sie haben ja ein großes Talent. Warum lassen Sie sich darauf ein, den Antwerpener Meister zu plagieren. Sie würden doch auch mit eigenen Bildern Erfolg haben.“ — „Ach!“ antwortete der Mann, „ich mache mir keine Illusionen. Ich habe mein Beleben Teniers gemacht, und ich werde dabei bleiben.“ — Und im weiteren Verlauf des Gesprächs machte er folgende interessante Eröffnungen: „Paris wimmelt von Fabri-kanten von Bildern, die mit berühmten Namen gezeichnet sind. Sie haben ganze Werkstätten, beschäftigten zahlreiche Künstler und liefern, je nach den Aufträgen, Meisterwerke aller Schulen. Die Maler, die ihr Leben damit verbringen, falsche Teniers oder falsche Murillos herzustellen, haben alle in ihrer Kunst Schiff-bruch gelitten. . . Das Leben ist hart für die, die sich von ihrer Malerei ernähren wollen. Und wenn sie dann des Kampfes müde geworden sind, dann vermieten sie ihren Pinsel einem Fabrikanten von Meisterwerken. Der schuldige Teil ist der Meister, der uns zu diesem Fälschergeschäft anstellt. Wissen Sie, was er mir für einen Teniers zahlt, den für einige Tausend an Engländer oder Amerikaner verkauft? Fünf Louisdor! Ich mache deren zwei im Monat fertig, sind also zehn Louisdor, von denen ich leben soll! Und mir geht es eigentlich noch gut. . . Ich muß selbst sagen, mit dem Teniers gelingt es mir so ziemlich. Sie wissen vielleicht nicht, daß in unserer. . . Korporation jeder Künstler seine Specialität hat. Dieser fälscht nur da Vincis, jener Murillos, ein dritter zeichnet seine Bilder mit dem Namen eines modernen Malers, dessen Werke bei den Kunsthändlern hohen Kurs haben. Das ist eine ausgedehnte Industrie, mit einem komplizierten Näderwerk.“ —

— **Knallgas in Dampffesseln.** Einen höchst merkwürdigen und bisher noch nicht beobachteten Unfall hatte Dr. Mede in Stettin Gelegenheit aufzuklären. Auf einem im Van begriffenen Kriegsschiff explodierte vor einiger Zeit ein Dampfcylinder. Der schwere Deckel desselben von etwa 1,2 Meter Durchmesser wurde emporgeschleudert, die zahlreichen dicken Schrauben, mit denen er befestigt war, wurden glatt durchgebrochen. Ein Mann, der auf dem Deck lag und arbeitete, wurde von diesem an die obere Wand des Maschinenraumes gedrückt und getötet. Die Explosion war um so merkwürdiger, als der Cylinders vollständig kalt war und mit einem Dampffessel des Schiffes, der mehrere Stunden vorher angeheizt, aber ebenfalls schon erkalte war, nicht in direkter Verbindung stand. Mit der Untersuchung des Vorfalls wurde Mede betraut, und dieser stellte nach der „Techn. Rundschau“ folgendes fest: Die Maschine des Schiffes wurde von (acht) Bellevillefesseln getrieben; diese bestehen aus einer größeren Anzahl von eisernen Röhren, die durch abnehmbare Verbindungs-stücke zu neben einander liegenden, zickzackförmig anstehenden Rohrelementen verbunden sind. Die Untersuchung von Röhren, die noch nicht benutzt waren, ergab, daß dieselben gemäß einer amtlichen Vorschrift, außen verzinkt waren; in

alle Röhren war aber in das Innere mehr oder weniger Zink eingedrungen, welches stellenweise einen ziemlich dicken Belag bildete. Wie experimentell nachgewiesen werden konnte, hatte sich durch Wechselwirkung von Eisen, Zink und Wasser Wasserstoff gebildet, welches mit der im Wasser enthaltenen Luft Knallgas er-gab. Lose eingebrachtes Zink entwickelte keinen Wasserstoff, sondern nur am Eisen festgeschmolzenes. Man wird vor der Zuberheißung verzinkter Röhrenkessel auf diesen Umstand Bedacht nehmen müssen. Es ist außerdem darauf hinzuweisen, daß man häufig Zinkstreifen mit Absicht in den Kessel und besonders in den Vorwärmer bringt, um die Korrosion durch das lufthaltige Wasser zu vermeiden. Es scheint nach dem oben Mitgetheilten nicht rätlich zu sein, die Zink-bleche etwa anzulöten, da alsdann die Bildung von Wasserstoff er-möglicht wird. —

— **Vom Simplontunnel.** Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: Seit dem Beginne des Simplondurchstiches ist jetzt ein Jahr ver-flossen. Im ganzen sind bis Ende November 3574 Meter durch-geschlagen und zwar von Norden her 2148 Meter, von Süden her 1426 Meter. Im abgelaufenen Monat November trat zum ersten Male der Fall ein, daß das Monatsergebnis des Stollentriebes auf der Südseite dasjenige auf der Nordseite übertraf, indem der Stollen von Brieg her nur um 123 Meter, der von Zelle her um 144 Meter wuchs. Diese Thatsache findet ihre Erklärung in dem eine Woche (vom 11. bis 19. November) andauernden Streik der nördlichen Tunnelarbeiter. Die Gesamtzahl der Arbeiter (nördlich und südlich) beläuft sich auf 2363, wovon 1250 auf schweizer Seite und 1118 auf italienischer Seite arbeiten. Im Tunnel selbst werden 1359 Arbeiter (nördlich 626, südlich 733) beschäftigt, außerhalb des Tunnels 1009 nördlich 624, südlich 385). Der durchschnittliche Fortschritt im Stollen pro Tag beträgt auf der Nordseite 5 Meter 60, auf der Südseite 4 Meter 80. Nachdem nunmehr im ersten Betriebsjahre rund 3600 Meter gehöhrt wurden und anzunehmen ist, daß das zweite Jahr kein schlechteres Ergebnis liefert, dürfte der Simplontunnel, dessen Länge auf 19,7 Kilometer berechnet ist, gerade in der ab-gemachten Zeit von 5½ Jahren durchgeschlagen sein. —

Theater.

Neues Theater. Gegen den Strom. Schauspiel in 3 Aufzügen von Paul Langenscheidt. — Im allgemeinen kann in Deutschland kein erwachsener Mensch gezwungen werden, sich mit einem Schautelferd oder mit den Büchern von Julius Wolf oder mit einer anderen Kinderei zu vergnügen. Im allgemeinen; denn es giebt Ausnahmen, zu denen leider der Theaterkritiker gehört. Er kann in der That gezwungen werden, dramatischen Kindereien bei-zuwohnen, die dem erwachsenen Menschen so fern liegen wie Zunderschlecken und Paddischilder. Am Dienstag war es ein Herr Langenscheidt, der die Kritik beglückte. Er hatte ein „Stück“ geschrieben, das einen Lieutenant (noch dazu — ach! — verliebten) als Helden und mehrere „schneidige“ Lieutenants als Nebenfiguren enthielt.

Frau Ruscha Buge konnte sich ein derartiges Stück für ihr Kaffeetränchen-Theater natürlich nicht entgehen lassen, und somit war das Schicksal der Kritik besiegelt. Platz genommen, hingehaut und das süße Zeug heruntergeschluckt, wenn man auch fürchten muß, an all der Süßigkeit umzukommen. Herr Langenscheidt kam es im Leben noch weit bringen. Für ihn und seinesgleichen liegt der Erfolg in der Lösung: „schal sein ist alles“, und dieser Satz gehört zu dem wenigen, das Herr Langenscheidt ganz und gar erfährt hat. Er erzählt von einem Lieutenant, der nicht nur Schulden, sondern daneben die peinliche Marotte hat, aus Liebe heiraten zu wollen.

Natürlich geht die Sache schief, weil der Schwiegerpapa in spo die ebenfalls peinliche Marotte hat, sein Töchterchen nur an einem zahlungsfähigen Mann zu geben. Und somit ist der dramatische Konflikt geschaffen: sie möchten sich kriegen und können nicht. Das Herz blutet einem bei dem schrecklichen Elend; aber natürlich nur mäßig; denn schließlich kriegen sie sich doch. Die standhafte Liebe siegt über alle Unannehmlichkeiten des Lebens. Raum ist in der kleinsten Hütte usw. Der Vers hat gerade unter verschuldeten Lieutenants seine begeistertsten Anhänger. Herrliche Welt, herrliches Theater und herrlicher Dichter! Bravo! —

E. S.

Völkerrunde.

e. Einen Serpentintanz in Logo schildert Heinrich Klose in seinem soeben erschienenen großen Werke „Logo“, in dem die Beobachtungen eines mehrjährigen Aufenthalts in der deutschen Kolonie zusammengefaßt sind. Auf seinem Marsche durch das Innen-land kam er durch die Landschaft Atyuti. Der Häuptling in dem verkehrsreichen Dorfe Khambo bereitete den Reisenden einen großen Empfang. Bevor sie das Dorf verließen, veranstaltete die Bevölkerung für sie noch ein eigenartiges Tanzspiel, das Klose in folgender Weise schildert: Am Abend versammelten sich die ganze tanzfähige Jugend, Männer und Weiber, nachdem sie schon lange vorher durch große Trommeln zum Tanze zusammen-gerufen worden waren. Diese Trommeln haben am unteren Ende des hölzernen Resonanzbodens einen Fuß, auf welchem sie, an einen Baum geliebt, stehen. Daneben ertönen noch eine Anzahl kleinerer Trommeln, welche ebenfalls durch Schlägel gerührt werden. Das Orchester wird durch Antilopenhörner vervollständigt. Den Takt giebt der sogenannte Gongon, die bekannte Kuhschelle, welche überall, auch im Ebbegebiet, zum Anschellen der Befehle des Häuptlings dient. Der Tanz beginnt, indem sich die Tänzer in einem Kreis anstellen. Sobald die Musik anhebt, wird in raschem Tempo ein Kreislauf

ausgeführt, wobei die Läufer die Knie biegen und ihre großen Umhüllungen von den Hüften nehmen. Diese Läufer werden mit ausgebreiteten Armen ausgebreitet und flattern dann wie bunte Flaggen der Weisheit spendenden Menge zu. Der Tanz erinnerte mich sofort an die in Europa bekannten Serpentinlänze. Dieser Tanz folgt dann gewöhnlich ein langsamer Tanz unter den süßlichen Glieder-Verrenkungen. —

Medizinisches.

— Die Art der Verwundungen, die britische Soldaten im gegenwärtigen Kriege erlitten, wird in einem Brief an das Londoner medizinische Fachblatt „Lancet“, der vom 15. November aus dem Spital von Wundberg (Kapitolonie) datiert ist, des näheren erörtert: „Die meisten Verwundungen sind durch Kugeln von Mansergewehren verursacht, aber es kamen auch einige Verwundungen von Martini-Henry-Kugeln vor und der Unterschied ist ganz auffallend. Die Verwundungen durch Mansergewehre sind nicht so schwerer Art; die zerstörende Wirkung der Kugeln ist viel geringer, als bei den Martini-Henry-Kugeln. Sehr schwierig war es in vielen Fällen, die Eintrittsstelle der Kugel von der Austrittsstelle zu unterscheiden, da fast in allen Fällen beide Öffnungen gleich groß waren. Natürlich ist hier nur von Wunden von fleischlicher Natur die Rede, bei denen die Kugel muskulöse Teile durchdrungen hat. Wo die Kugel durch Knochen drang, da war die Ausgangsstelle viel größer und man konnte ohne Schwierigkeit den Weg, den die Kugel genommen hatte, so weit Eintritts- und Ausgangsstelle in Betracht kamen, bestimmen. Ueberraschend ist es, wie rasch und leicht die Wunden heilen. In einer großen Anzahl von Fällen war schon ein gewöhnlicher Feldverband vollkommen genügend, um vollständige Heilung herbeizuführen. Während bei den Martini-Henry- oder Remington-Gewehren die Wunde so groß ist, daß sie einer ziemlich breiten Lanzette Eintritt gestattet, zeigt sich bei den Manser-Kugeln infolge des kleinen Kalibers der Gewehre eine so geringe Zerstörung der Gewebe, daß die Wunde sich gleich nach Einbringen des Geschosses wieder schließt, so daß eigentlich schon von dem Augenblick an die Heilung beginnt, die in fast allen Fällen so schnell ist, wie man es nur wünschen kann. Einige Fälle von Verwundungen durch Bomben kamen vor, die ersterer Art waren. Zerstörung zarter Gewebe und Knochenzersplitterungen sind die Hauptmerkmale dieser Wunden.“ —

Aus dem Tierleben.

— Der Gehörsinn der Ameisen. Obwohl Landolts schon vor vielen Jahren an den Hinterleibsringen gewisser Ameisen eigentümliche Reibebenen zur Hervorbringung von Geräuschen aufgefunden und Lubbock an den Weinen anderer das Vorhandensein gewisser Organe nachgewiesen hat, die er als Gehörwerkzeuge deutete, hat doch durch die Versuche verschiedener Beobachter nicht festgestellt werden können, daß Ameisen durch laute und schrille Töne im geringsten beeinflusst worden wären. Ein amerikanischer Forscher, Le Roy D. Webb, teilt nun in der „Science“ eine Anzahl von Versuchen mit, die er an vier Ameisenarten der Gattungen Lasius, Formica, Crematogaster und Apheogaster angestellt hat und deren Ergebnis die Empfänglichkeit wenigstens dieser Arten gegen Tonschwingungen schlagend beweist. Die Töne wurden auf verschiedene Weise hervorgerufen, z. B. durch scharfes Anblasen von Pfeifen oder kleinen Flaschen, oder dadurch, daß ein dicht über der Ameise hängendes Stück Pappe mit einer Stimmgabel berührt wurde. Der Beobachter trug dabei Sorge, daß der Schall sich nur durch die Luft, nicht etwa durch feste Körper fortpflanzte, und daß beim Pfeifen die Ameise nicht angeblasen wurde. Die Tiere bezeugten augenblicklich die Wahrnehmung des Schalles durch plötzliche Bewegungen der Fühler, des Kopfes oder des Hinterleibes; sie bewegten sich sogar in einigen Fällen in der Richtung, von der der Schall herkam. Wenn Webb über einem mit einer Glasplatte bedeckten Neste von Formica nitidiventris schrille Töne hervorbrachte, legte die ganze Kolonie stets durch rasche Bewegungen nach allen Richtungen unverkennbare Anzeichen von Aufregung und Unruhe an den Tag. Aus diesen Beobachtungen geht hervor, daß die Ameisen oder wenigstens einige Arten von ihnen, im stände sind, Schwingungen wahrzunehmen, die durch die Luft übertragen und von dem menschlichen Ohre als Schall vernommen werden. Auf welche Weise diese Wahrnehmung geschieht, das wissen wir noch nicht. — („Tägl. N.“)

Technisches.

— Hirnholzfilter. In der letzten Sitzung der Polytechnischen Gesellschaft hielt, wie wir einem Bericht der „Voss. Ztg.“ entnehmen, Bergingenieur Künke einen Vortrag über „Claahens Patent-Hirnholzfilter und dessen vielseitige Verwendungsarten“, den er mit praktischen Vorführungen verband. Eine gute Filtration des durch Verunreinigungen oder schädliche Keime verunreinigten Trinkwassers steht in sanitärer Beziehung in erster Linie. Anzahlige Filterarten sind erfunden und wieder verworfen worden, weil sie den Bedingungen nicht genügen, bis diese Frage durch das Claahensche Filter in ebenso einfacher als praktischer Weise gelöst erscheint. Das Claahensche Filter sieht von jeder Verwendung eines künstlichen und wiederholt erneuerungsbedürftigen Filtrationsmaterials ab, und verwendet ausschließlich eine Hirnholzplatte, die in gußeisernem oder metallernem Gehäuse luft- und wasserdicht eingeseht ist. Diese Hirnholzplatte läßt Wasser und

andere Flüssigkeiten sehr leicht durch, hält aber bei gewöhnlichem Wasserleitungsdruck sämtliche mechanischen Verunreinigungen zurück. Eine solche Filterplatte ist, da die Verunreinigungen nicht in die Platte eindringen, sondern sich auf deren Oberfläche ablegen, von fast unbegrenzter Dauer und deshalb im Gebrauche sehr billig. Ebenso ist ihre Reinigung äußerst leicht und bequem, da einfaches Abwaschen genügt, um sie wieder in Gebrauch zu nehmen. Es sind deshalb diese Filter im Haushalt in erster Reihe als Sanitäts-Wasserleitungsbehälter zu empfehlen, deren Zusammensetzung so ist, daß sie leicht an Stelle irgend eines vorhandenen gewöhnlichen Leitungsbehälters in die Wasserleitung eingeschraubt werden können. Außer den gewöhnlichen Verunreinigungen, wie Lehm, Sand etc., werden die auch im Leitungswasser öfters auftretenden Eisen- und Bleiorbide wirksam auf dem Filter zurückgehalten. Die Hirnholz-Filter können auch zur Reinigung von Kesselsteinwasser, Abwässern von Fabriken u. dergl. mehr eine gute und ausgedehnte Verwendung finden. Auch als Delreiniger sind die Claahenschen Patentfilter verwendbar, jedoch führt man bei diesen Apparaten das Del vorher zur Vorreinigung durch eine Schicht von gewaschenem Coaks. Das Del bedarf zum Hindurchtreten durch die Hirnholzplatte nur eines geringen Druckes, der da, wo Vacuumbetrieb nicht vorhanden ist, schon durch ein gewöhnliches Standrohr oder eine kleine Handpumpe erzielt wird. Sehr dickflüssiges und schmutziges Del bringt man besser warm in den Apparat. Der Medner verbreitet sich zum Schluß noch eingehend über einige besondere Konstruktionsarten des Filters zur Anwendung im Großen; so als Filterkästen zum Reinigen von Abwässern für Cellulose und Papierfabriken, zum Eindicken breiiger Substanzen, für Pressen, und zur Entstäubung von Räumen in verschiedensten Betrieben. An den Vortrag knüpfte sich eine Besprechung. Es wurde dabei von dem Vortragenden noch bemerkt, daß sich für Filterplatten als Holzart am besten unsere nordischen Bäume eignen, wie die Pappel, Linde, Erle, Weiß- und Holboche; der Apfel- und der Birnbaum und die viel schneller wachsenden italienischen Hölzer sind nicht verwendbar, weil die Kraft der Faser und die Dichtigkeit zu gering ist; die Platten trocknen zusammen, daß man Erbsen durchwerfen kann; man verwendet deshalb beim Instrumentenbau zu Klasonzoboden auch nur im Norden gewachsene Hölzer. —

Humoristisches.

— Galant. Junge Dichterin: „Mich hat die Muse gelüßt.“
Herr: „Hält ich an deren Stelle auch gethan.“ —
— Bestrafte Reugier. Gast (zum Piccolo): „Nun, kleiner, was thust Du denn mit den vielen Trinkgeldern, die Du kriegst?“
Piccolo: „Die darf ich gar nicht behalten, die muß ich alle dem Kellner abgeben, und bei Ihnen muß ich noch fünf Pfennige zu legen, weil der Kellner mir nicht glauben will, daß Sie nur fünf Pfennige geben.“ —
— Durchschau. Er: „Ich sag' Dir Weib, Du bist mir Luft.“
Sie: „Da möchtest Du wohl einen Luftwechsel haben, nicht wahr liebes Männchen?“ — („Wegg. hum. Bl.“)

Notizen.

— Das Ballet „Aschenbrödel“ von Johann Strauß wird nach dem „N. N. C.“ erst im Oktober 1900 auf der Wiener Hofopernbühne erscheinen; seine Premiere wird es jedoch wahrscheinlich schon früher auf einer reichsdeutschen Bühne erleben. Man beabsichtigt auch, das Werk mit einem eigenen Ensemble während der Weltausstellung in Paris aufzuführen. —
— Die Münchener „Litterarische Gesellschaft“ bereitet eine Aufführung von Kleists „Amphitruon“ und einen Heine-Abend mit König als Recitator vor. —
— In Paris giebt es 761 konzessionierte Konzertsäle, von denen 130 täglich Vorstellungen veranstalten, außerdem in den Vororten 76 Etablissements dieser Art. Die Zahl der eigentlichen Theater beträgt 37. —
— Der Komponist Ernst Tiesler ist im Alter von 35 Jahren auf Schloß Roeteln plötzlich verschieden. Für die Hinterbliebenen veranstaltet der „Verein zur Förderung der Kunst“ in den ersten Tagen des Januar einen Liederabend im Konzertsaal der Hochschule für Musik. —
— Dem Kanton Bern ist eine Gesellschaft zugefallen, die für eine Stiftung zur Erteilung von Stipendien an Schweizer Studentinnen der Medizin, Pharmacie oder Chemie verwendet werden solle. Es ist dies die erste Stiftung für Studentinnen in Europa. —
— Eine Gesteinsammlung für Blinde hat ein russischer Forstmann zusammengestellt, die eine wesentliche Bereicherung der Lehrmittel für Blinde bildet. Bei der Feststellung der Steine durch die Blinden spielt nicht nur der Tactsin, der bei Blinden gewöhnlich sehr fein ausgebildet ist, sondern auch der Geruchssinn eine wesentliche Rolle, namentlich bei den Thon- und Lehmarten. Bei vielen Gesteinen ist auch der Kristallgrad ein charakteristisches Merkmal, das zur Feststellung der Steine führt. —